Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 413. **Sonnabend** den 15. August 1903. **97. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 15. August.

Der Kronrat.

Ueber die gestrigen Verhandlungen des Kronrats, der nicht im Neuen Palais, sondern im Berliner königlichen Schlosse abgehalten wurde, ist noch nichts Authentisches zu erfahren. Neu ist, daß jetzt bestritten wird, es habe eine Verschiebung des Kronrats vom Donnerstag auf den Freitag stattgefunden. Sei tatsächlich, wie es heißt, am Donnerstag im Zuge nach Potsdam ein besonderer Wagen für die Minister eingestellt gewesen, so möge das daher gerührt haben, daß man für alle Fälle habe gerüstet sein wollen, falls der Kaiser im letzten Augenblick nach dem Vortrag des Ministerpräsidenten eine sofortige Besprechung mit den Ministern verlangt haben würde. Am Freitag waren die Minister um 10½ Uhr versammelt. Außer dem Ministerpräsidenten nahmen alle in Berlin anwesenden Mitglieder des preußischen Staatsministeriums an der Sitzung teil: der Finanzminister Freiherr v. Rheinbaben, der Minister des Innern Freiherr v. Hammerstein, Justizminister Schönstedt, Kultusminister Dr. Studt, Landwirtschaftsminister v. Podbielski und Eisenbahnminister Budde. Die Staatssekretäre Graf Posadowsky und v. Tirpitz, welche gleichfalls dem preußischen Ministerium angehören, sind beurlaubt und von Berlin abwesend. Der neue Kriegsminister, Generalleutnant v. Einem, nahm an dem Kronrate gleichfalls teil. Die Sitzung dauerte bis 11 Uhr. — Das Orakeln über die Verhandlungen ist schon im vollen Gange. Die einen bleiben dabei, daß lediglich technische Fragen, wie den Ueberschwemmungen in Schlesien, Posen und der Mark in Zukunft am besten vorgebeugt werden könne, zur Beratung gestanden hätten, obwohl kein einziger Techniker zugegen gewesen ist. Andere schreiben geheimnisvoll, daß die technischen Fragen nicht den einzigen Gegenstand der Beratungen gebildet hätten. Vielleicht würde der „Staatsanzeiger“ bald Aufklärung darüber geben. Alle derart „Informierten“ aber betonen mit verdächtiger Aufdringlichkeit, eine Ministerkrise bestehe nicht, auch keine partielle. Nur an einer Stelle wird angedeutet, Herr von Hammerstein sitze zwar wieder fest, aber Herr v. Podbielski habe in der Tat Aussicht auf ein Oberpräsidium. Von Herrn Schönstedt verlautet gar nichts.

Nochmals die Eisenbahndirektion Berlin und die Kaiserbildnisse.

Man schreibt uns: Wir würden auf die gestern von uns behandelte Angelegenheit des Vertriebes der Kaiserbildnisse durch die Eisenbahndirektion Berlins nicht nochmals zurückkommen, wenn sich nicht wider Erwarten ein großes Blatt fände, das das Vorgehen der Verwaltung für „dankenswert“ erklärt. Die „Kreuzzeitung“ geht davon aus, daß die hier in Frage stehenden Bilder, wenn auch nicht gerade auf Veranlassung, so doch mit Genehmigung des Kaisers im Buchhandel erschienen seien. Dadurch wird unserer Meinung nach das Vorgehen der Eisenbahndirektion in keiner Weise gerechtfertigt. Es ist natürlich nicht das mindeste dagegen einzuwenden, daß der Kaiser die Genehmigung erteilt, daß gute und billige Bilder von ihm in den Handel kommen, es will uns aber höchst fragwürdig erscheinen, ob der Kaiser die Genehmigung auch dazu erteilen würde, daß diese Bilder gewissermaßen zwangsweise vertrieben werden. Wir meinen vielleicht, daß der Monarch es eben nicht als schmeichelhaft für sich betrachten würde, daß seine Bilder auf solche Weise Absatz finden. Die „Kreuzzeitung“ bestreitet freilich jeden Zwang, und sie meint, Kaiserbildnisse jemand aufdrängen zu wollen, könne einer preußischen Behörde nicht in den Sinn kommen. Das ist nur eine Phrase und ein Streit um Worte. Wenn eine Behörde bei den ihr unterstellten Persönlichkeiten Subskriptionslisten herumgehen läßt und wenn sie anordnet, daß diese Listen, nachdem sie circuliert haben, den vorgesetzten Inspektionen vorzulegen seien, so muß jeder, der in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dieser Behörde steht, dies als einen Druck empfinden. Nichts liegt uns natürlich ferner, als die Annahme, daß etwa die Behörde solchen Beamten oder Arbeitern, die das Bild nicht bestellen, irgend eine Beschädigung zufügen würde. Auf der andern Seite aber ist es psychologisch ganz selbstverständlich, daß die Furcht vor der Möglichkeit einer solchen Schädigung bei den Beamten und Arbeitern die freie Entschließung beeinträchtigt; das ist ein einfaches Raisonnement des gesunden Menschenverstandes, das auch von der bewährten Dialektik der „Kreuzzeitung“ nicht wird hinwegdisputiert werden können. Es liegt also, wenn man so sagen darf, ein dolus eventualis vor, d. h.: die vorgesetzte Behörde war selbstverständlich von vornherein von der Absicht durchdrungen, sich in ihren Gesinnungen gegen die ihr unterstellten Beamten und Arbeiter in keiner Weise durch das Kaufen bezw. Nichtkaufen der Bilder günstig bezw. ungünstig beeinflussen zu lassen, aber sie mußte sich sagen, daß die Beamten und Arbeiter subjektiv unter dem Gefühle des Druckes stehen würden. Deshalb mußte sie, wenn sie überhaupt die Bilder ihren Arbeitern zugänglich machen wollte, in irgend einer Weise verfahren, die die Möglichkeit oder zum mindesten die Wahrscheinlichkeit einer etwaigen Kontrollierung ausschloß. Die geschriebene Subskriptionsliste ist aber das denkbar ungeeignetste Mittel, um den Eindruck der freien Entschließung zu erwecken. Im übrigen erzielt der preußische Eisenbahnfiskus solche Ueberschüsse, daß vielleicht die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, tüchtigen Arbeitern und Unterbeamten bei passenden Gelegenheiten die Bilder zu schenken. Den höheren Beamten kann es ohnehin nicht darauf ankommen, ob sie durch Vermittelung ihrer vorgesetzten Behörde die Bilder um ein paar Pfennige billiger bekommen, sondern man konnte es ihnen ruhig überlassen, sich die Bilder zum normalen Preise zu kaufen. Wenn schließlich die „Kreuzzeitung“ sagt, die vom „Vorwärts“ geäußerte Besorgnis, unter dem Vorgehen der Eisenbahnbehörde könnte die monarchische Gesinnung leiden, sei erheuchelt, so ist dies bei der Tendenz des „Vorwärts“ selbstverständlich, es kommt aber gar nicht auf die Glossen an, die der „Vorwärts“ zu dem Vorgange macht, sondern darauf, daß ihm nicht hätte Gelegenheit geboten werden dürfen, einen derartigen Vorgang mitzuteilen.

Die Konservativen und die Ersatzwahl in Dessau.

Wir haben, noch bevor der Kandidat der Freisinnigen Vereinigung für die Ersatzwahl in Dessau kombiniert war, hervorgehoben, daß er eine viel schwierigere Position haben werde, als der verstorbene Abgeordnete Roesicke. Denn auch abgesehen von seiner Befähigung, war Roesicke persönlich besonders geeignet, diesen von der Sozialdemokratie schwer bedrängten Kreis zu behaupten, weil er das Dessauer Mandat ununterbrochen seit 1890 inne gehabt hatte und weil er als in Dessau angesessener Leiter der großen Schultheißbrauerei einen bedeutenden Einfluß besaß. Je schwieriger es aber den Freisinnigen sein wird, Herrn Schrader durchzubringen, desto mehr ist es die Pflicht der andern Parteien, ihn jedenfalls in der Stichwahl nachdrücklich zu unterstützen. Dies gilt besonders von den Konservativen, die bei den Hauptwahlen immer wieder den Grundsatz hervorgehoben haben: „Unter allen Umständen gegen die Sozialdemokratie!“ Jetzt aber erklärt der „Reichsbote“, die Konservativen täten am besten daran, die feindlichen liberal-sozialdemokratischen Brüder sich selbst zu überlassen, und die „Kreuzztg.“ spricht zwar die Hoffnung aus, daß die Dessauer Konservativen Herrn Schrader in den Reichstag wählen würden, aber sie fügt hinzu: „Aber kein Tadel kann sie treffen, wenn sie die von der Freisinnigen Vereinigung selbst verwischten Grenzen zwischen ihr und der Sozialdemokratie nicht mehr erkennen können und sich also der Wahl enthalten.“ Dies Verhalten ist ganz dasselbe, das die konservative Presse einschlug, als die Wahl des bei den allgemeinen Wahlen von 1898 in Berlin II gewählten freisinnigen Abgeordneten Kreitling für ungültig erklärt wurde; bei der dadurch notwendig gewordenen Ersatzwahl enthielten sich so viele Konservative der Stimmabgabe, daß der sozialdemokratische Kandidat gleich im ersten Wahlgange siegte. Es ist zuzugeben, daß die selbst der Freisinnigen Volkspartei, ja sogar Anhänger der Freisinnigen Vereinigung unerträgliche Angliederung des Herrn Barth, des Führers der Freisinnigen Vereinigung, an die Sozialdemokratie die Konservativen außerordentlich erbittern muß; aber einmal ist Herr Schrader doch nicht Herr Barth und zweitens bedeutet in der deutschen Sprache „unter allen Umständen“ eben „unter allen Umständen“; wenn man eine derartige Parole ausgibt, muß man auch danach handeln. Wir wollen hoffen, daß die Dessauer Konservativen sich nicht die dunkle und geheime Sprache der reichshauptstädtisch-konservativen Blätter zur Richtschnur nehmen werden, sondern den klaren Wortlaut der konservativen Parteiparole.

Der „Pester Lloyd“ über den Allgemeinen Deutschen Schulverein.

Aus Anlaß der Potsdamer Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Schulvereins hat der „Pester Lloyd“, das ungarisch-offiziöse, deutschgeschriebene Magyarenblatt diesem Verein einen Artikel gewidmet, der dem deutschen Publikum nicht unbekannt bleiben darf. Gibt er doch ein klassisches Beispiel dafür, daß nicht etwa nur die magyarisch-chauvinistischen Winkelblätter in ihrem Deutschenhasse keine Uebertreibung, keine Entstellung und keine noch so niedrige Beschimpfung scheuen. In Dutzenden von Blättern des In- und Auslandes ist über jene Hauptversammlung berichtet, ist vor allem der Jahresbericht des ersten Vorsitzenden im Wortlaute wiedergegeben worden, und zwar als Beweis für die rein abwehrende und erhaltende nationale Kulturarbeit des Vereins. So weit der Bericht Ungarn betraf, beschränkte er sich auf eine kurze Aufzählung dessen, was dem dortigen Deutschtum im Berichtsjahre widerfuhr, worüber in der gesamten Presse seinerzeit berichtet worden war, ohne daß etwas davon hätte abgeleugnet werden können. Man höre, wie nun der „Pester Lloyd“ sich ausläßt: „Wären die nachäffenden Kletterbewegungen der Vorturner des Deutschen Schulvereins nur einigermaßen possierlicher, man könnte sie sich schon des Spaßes wegen vielleicht eher zeitweilig gefallen lassen. Aber da wird nichts als aufdringliche Plumpheit geboten. Da kann man es sich doch nicht ersparen, die derb Verwegenen mittels der Empfindlichkeit ihrer Gliedmaßen zu etwas Raison zu bringen, nachdem sachliche Darlegungen bei ihnen den Hang zum politischen Einbrechertum nicht zu tilgen vermögen.“ — Und nun folgen „sachliche Darlegungen“, in denen „diesen Individuen“ klar gemacht wird, „wie es um das Deutschtum und die deutsche Bevölkerung in Ungarn bestellt sei, daß diese keinerlei ungebührliche Forderungen von Seite des Staates, keiner Verleugnung ihrer geistigen Individualität ausgesetzt seien. Man habe, um ihnen die nachdrückliche Entschlossenheit zu zeigen, mit der „wir“ jeden Versuch eines Eingriffs in unser nationales Selbstbestimmungsrecht zurückweisen, die von ihnen entsendeten und besoldeten Agenten gesetzlich abgeurteilt; und überdies haben sie im preußischen Landtage und im deutschen Reichstage von den obersten Behörden des eigenen Landes sich gebührende Zurechtweisungen zugezogen.“ — Das also ist die Wirkung davon, daß Graf Bülow den Schatten Bismarcks citierte, um ein paar auf ungenügender und unrichtiger Information beruhende Aeußerungen des Altreichskanzlers über den Schulverein sich zu eigen zu machen. Den tieferen der Bismarck-Bülowschen Ausführungen, die entschieden verurteilende Kritik an der ungarischen Nationalitätenpolitik hat man in Ofen-Pest nicht verstanden oder wollte man nicht verstehen. Man klammert sich an das seinerzeit bündig als irrtümlich Erwiesene dieser Ausführungen, um die alte, hundertmal widerlegte Verleumdung von den vom Schulverein „entsendeten und besoldeten Agenten“ zu wiederholen. Die sachliche Auseinandersetzung mit solcher, um jede Wahrheit unbekümmerter Polemik wird zur Unmöglichkeit. Wir beschränken uns auf eine kurze Auswahl von Anwürfen, wie sie das ungarisch-offiziöse Blatt in diesem einzigen Artikel noch weiter gegen den Schulverein schleudert. Von dem „Potsdamer Unsinnsbacchanal“ wird geschmackvoll gefragt, ob da „Einfalt oder Heuchelei als Feigenblatt“ benützt sei. Dann heißt es, daß die [illegible] des Schulvereins „in [illegible] und Ungezogenheiten der italienischen Schuljugend nacheifern, die sie wohl an Alter, aber nicht an geistiger Reife übertreffen.“ Das kulturelle Programm des Schulvereins wird einfach als „ein Vorwand, wie er nur aus Feigheit und Tücke hervorgeht“, bezeichnet. „Solchen Leuten gegenüber“, heißt es dann klug und vorsichtig, „sind Argumente verschwendet. Man wendet sich vergebens an ihre Einsicht und ihr Gewissen.“ Dann ist vom Verfasser einer anonymen Broschüre die Rede, den man kurz abtut, indem man seine Verworfenheit einfach damit erklärt, daß er „wahrscheinlich ein Mitglied des Deutschen Schulvereins“ sei. Es ist weiter die Rede von „der chauvinistischen Stimmung, die in gewissen, sogar ziemlich gebildeten Schichten Deutschlands brüte“ und die bei „Kandidaten des Wahnsinns“ nicht völlig gefahrlos sei, wie „die von Lombroso festgestellte Beziehung zum Verbrechen“ zeige. So geht es weiter. Wir dürfen ruhig auf eine Kritik an dieser Polemik verzichten. Sie richtet sich selbst. Und sie stammt nicht — wir betonen es noch einmal — aus einem chauvinistischen Winkelblatt, sondern aus dem Organ der ungarischen Regierung.

Feuilleton.

Renate von Grieben.

8] Roman von Hermann Birkenfeld.

Nachdruck verboten.

„Sie sehen ja aber mordsgrimmig aus. Verzeihung! Ich hatte mich eben erkundigen wollen, wie Ihnen der gestrige Nachmittag bekommen ist, fürchte nun aber, nicht viel besser, als mir selbst.“

„Hat er Ihnen so sehr geschadet?“

„Der Nachmittag? Hm! Das gerade nicht! Aber was folgte — der Abend“, antwortet Erich Buschkorn, den Hut in der Hand, und weht sich mit seinem Batisttuch Kühlung zu. „Wenn es Ihnen nur halb so schlecht geht, wie mir, so sind Sie zu bedauern.“

Sie sieht sich den Störenfried ihrer Gedanken halb mißtrauisch, halb belustigt an. Doch die Lust überwiegt. Eigentlich gram kann sie ihm nicht sein.

„Katzenjammer?“ fragt sie mit einem zuckenden Lächeln um die gespitzten Lippen.

„Oha! Und wissen Sie — das Scheußlichste dabei, daß kein Mensch diese Krankheit bedauert. Außer allenfalls meine Frau Mutter, die mir mit kalten Umschlägen und Pfefferminztee nahte, während ich im Punkte Jammer des seligen Samuel Hahnemann Similia similibus curantur erfahrungsmäßig als das Wahre anerkenne.“

„Warum gehen Sie kneipen?“

„Uff!“ stöhnt Buschkorn. „Ich sag's ja: mitleidlose Welt! Und eine hübsche Dankbarkeit der Natur dafür, daß sie ein Vierteljahr lang keinen spirituösen Ruck mehr bekommen hat. So'n ganz gemeiner, schnöder Jammer steht eigentlich in gar keinem Verhältnis zum Genuß des gestrigen Abends.“

„Also nicht einmal gut unterhalten haben Sie sich?“

„Geärgert hab' ich mich. Erst über Sie —“

„Das hätten Sie sich sparen können.“

„So?“ fragt er, die Augen aufreißend. „Dann will ich Ihnen nur gestehen, daß, wenn Sie mir gestern erlaubt hätten, im Ahndorfer Wirtshaus auf Ihre werte Person zu warten, daß ich dann hernach nicht Konrad Frydag in die Fänge geraten wäre, mich nicht darüber ennuyiert hätte, daß der nun den Referendar gebaut hat und ich noch nicht 'mal durch's Physikum bin und so weiter. Er ist zwar 'ne gute Haut, aber ein heilloser Streber. Im siebenten Semester Referendar! Sehen Sie, da stellt man unwillkürlich Vergleiche an; ich nicht allein, sondern sämtliche Basen- und Gevatterkreise in Riedstädt tun's, und das Ergebnis ist für mich dann wenig schmeichelhaft. Weiß nicht recht, ob Sie das verstehen —“

„O — ja — — der langen Rede kurzer Sinn ist, daß Sie noch ein Stündchen in unserer Gesellschaft hätten bleiben sollen“, antwortet sie, übrigens doch ein wenig zaghaft. Wenn er nun fragt, wie sie heimgekommen, muß sie dann wieder lügen?

Nein, Gott sei Dank nicht. Denn im nächsten Augenblick hört sie seinen Fuß in dem spritzenden Kies stampfen.

„Danke ergebenst für die Gesellschaft! Ein Mann, der sich für gemeines Geld das Recht anmaßt, mit dem Leben eines noch dazu unglücklichen Mitmenschen zu spielen — ein schlechter Umgang für meiner Mutter Sohn. Aber — was schauen Sie mich denn so zorngemut an, Fräulein Renate? Sie sind — Sie müssen ja schließlich wohl ähnlicher Ansicht über den Wert jenes Herrn gewesen sein, da Sie zur Heimfahrt Herrn Vollhards Rumpelkasten dem freiherrlichen Dogcart vorzogen, und Sie dürfen glauben, daß jeder Stoß, den die alte Kalesche Ihnen versetzte, einen Grad bedeutet, den Sie an meinem Hochachtungs-Thermometer emporstiegen. Georg Vollhard, der mir die Geschichte erzählte, schien sie noch ernster zu nehmen und legte mir eine Art Freimaurergelübde auf — grabartiges Schweigen, auch Tante Hengler gegenüber. Sie möchte sich aufregen, meinte sie, obwohl ich nicht wüßte, worüber. Aber gleichviel — das Eine ist gewiß: durch mich kommen Sie nicht an die Riedstädter Stadtglocke.“

Nun hat es gerade genügt. Jetzt bohrt sie den Absatz in den Boden.

„Sie sind sehr fürsorglich, Herr Buschkorn. Aber ganz im Vertrauen: sollte das wirklich nur Katzenjammer sein, was aus Ihnen spricht, oder ist noch ein kleiner Nebelrest von gestern abend da oben“ — sie tippt sich an die Stirn — „bei Ihnen stecken geblieben?“

Ihr Kleid mit einer zornigen Bewegung zusammenfassend, schreitet sie an ihm vorüber.

„Donnerwetter, die Grandezza!“ murmelt er hinterher. „Hast du wirklich solch enorme Eselei vollführt, Erich Buschkorn? Was hast du denn noch geschwatzt? — Hm! — O mein armer Schädel!“

Noch eine Weile steht er da mit einem Gesicht wie ein Kind, das den Geburtstagskuchen der Mama umgeworfen hat, dann sinkt er mit einem dumpfen Klagelaut in dieselbe Matte, auf deren Rand sie gesessen.

Sie aber weint sich derweilen auf ihrem Zimmer aus, worauf sie einen langen Brief nach Berlin und einen knapperen — im Lapidarstil — an Walter Killmann schreibt.

Zu Tisch ruft Lina sie vergebens. Sie sei unpäßlich.

Walter Killmann geht in seinem Turmzimmer auf und ab. „Ich glaubte, wir hätten über ernstere Dinge zu reden, Herr von Grieben.“

„Gersbach, wenn's beliebt. Kurt von Gersbach, wie ich schon zweimal bemerkte. Mein nom de guerre“, krächzt der Mund der dürren Gestalt, die in einem einstmals modebraunen, jetzt in ganz unbestimmte gelbgraue Nuancen verschossenen Sommerpaletot in Killmanns Sofaecke lehnt und ein paar rotumrandete graue Augen fahren aus aschgrauem, nur auf der Höhe der Backenknochen verdächtig gerötetem Gesicht nervös im Zimmer umher. Dann streicht der Träger des eben beschriebenen Kleidungsstückes, dessen schlotternde Weite nebenbei der Vermutung Raum gibt, gar keinen Rock darunter zu bergen, mit nicht unschön geformten langen Fingern sich den rötlichen Schnurrbart glatt und fährt fort: „Du hast ja völlig recht, lieber Schwager, indessen — ein Tropfen um diese Tageszeit ist mir, wenn ich's davon haben kann, Bedürfnis, und eine Cigarre — du erlaubst wohl?“

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, greift er in die auf dem Tische stehende Kiste. „Bock und Kompagnie. Steht' da, 's ist 'ne Weile her, seit ich das Kraut zuletzt verpaffte.“ Er steckt eine der Havannas in Brand und ein halb Dutzend andere in seine Rocktasche. „Es war, wenn ich nicht irre, in Düsseldorf. Hm — die Cigarre hat Gehalt. Aber reichlich Lager gehabt. Ja, in Düsseldorf, Balkenstraße achtundzwanzig, zwei Treppen, bei der dicken Frau Bakers, wohin ich dir die Gimpel auf die Leimrute locken mußte. 's Geschäft war nicht übel, wenigstens deines nicht; denn wenn ich an jenen ersten November denke, wo du den kleinen Husaren um bare fünfundzwanzig Tausend kränktest — 's war eben ein Geschäft. Bloß ich als Schlepper hatte blutwenig davon. Hohe Unkosten und nachher noch polizeiliche Scherereî. — Nun? Noch kein Sekt? Ich tue es wirklich nicht unter dem. Muß doch in anständigem Stoff auf meiner Schwester Verlobung mit dir anstoßen.“

Killmann lehnt mit verschränkten Armen am Fenster, den düsteren Blick auf seinen Gast geheftet.

„Laß die Narrheiten, Lothar!“

Der Mann im Sofa hebt den Kopf.

„Sekt!“

Aergerlich reißt Killmann an der Klingel.

„Eine Flasche Pommery!“

„Endlich ein vernünftig Wort, wie ein Lied aus alten Tagen! Pommery und Bock und Compagnie — — Du, hör' mal, Schwager, meine Schwester ist doch ein verteufelt hübsches Mädel geworden, wie? Du machst da eigentlich ein besseres Geschäft, als seinerzeit ich — nicht nur materiell; denn da ist sie völlig hors de concours, während Johanna, meine liebe Frau — — na, die hatte bekanntlich, Dank dem Edelsinn ihres Stiefbruders, sehr bald keinen Deut mehr. Nein, der ist meine Schwester auch so — so recht menschlich über, physisch, ästhetisch, ethisch. Denn ich glaube nicht, daß eine von Grieben dir durchginge, wie mir mein Ehegespons, noch dazu mit so 'nem Schubjack von Buchdrucker. Aber halt, da kommt der Tropfen!“

Franz Peters, Killmanns Faktotum für die Dauer seines Aufenthaltes auf Sölde, bringt in einem Eiskübel die bestellte Flasche, späht, während er den Pfropfen löst, aus zusammengekniffenen Augen nach dem abgerissenen Gesellen im Sofa und schenkt ein, um dann so geräuschlos, wie er gekommen, das Zimmer zu verlassen.

Der Mann im Graugelben streift mit einer müden Handbewegung das glanzlose Haar zurück.

„Auf glückliches Gedeihen, Schwager Walter! Ich gönne — nein, alles, was wahr ist — ich gönne sie dir nicht, aber — kurz: Prosit!“

Gierig schlürft er den prickelnden Trank.

Killmanns Arme lösen sich mit rascher Bewegung auseinander.

„Würdest du jetzt endlich zum Thema kommen?“

Der im Sofa nickt.

„In medias res. Aber zuvor noch ein Glas; denn das Zeug ist anständig frappiert. Sag', du hast es von Rechts- oder vielmehr Unrechtswegen doch sehr gut —“

„Schwatz nicht!“

„Denke nicht dran. Begreife nur nicht, warum du durchaus heiraten willst.“

„Geht's dich an?“

„Meine eigene Schwester? Oho!“ ruft Lothar von Grieben alias Gersbach.

„Du bist tot. Für sie tot. Sie hat mir's vorgestern selbst gesagt.“

„Hoffentlich unter Tränen. Aber — das wußte ich längst; denn ich habe nicht umsonst meinen Freund Roth-